

# Deutsche Satiriker

des 16. Jahrhunderts.

---

Von

Ludwig Geiger.

---

Berlin SW. 1878.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüdert'sche Verlagsbuchhandlung.)  
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Im Geisteskampfe bedarf es der Werkzeuge und der Waffen so gut, wie im blutigen körperlichen Ringen. Wie der erbitterte Kämpfer mit Keulenschlägen und Kolbenstößen auf seinen Gegner eindringt, um ihn niederzuwerfen und durch sein Blut vielfach erlittenes Unrecht und schnöden Frevel zu sühnen, so der Geistesheld, der von lodernnden Zorns heiliger Gluth erfüllt, den tückischen Feind, den Schänder von Ehre und Ruf mit donnernder Rede angreift, um ihn durch die Wucht des Wortes zu schrecken und zu verderben. Aber nicht in Allen lebt Lust und Fähigkeit, dem heftigen Angriff kräftige Abwehr entgegenzusetzen; dem Raufbolde vermag der Schwächliche oder im Kämpfen Ungeübte nicht offen gegenüberzutreten; der Schriftsteller und Gelehrte, der still seines Weges dahingeht, kann oder mag nicht aus seiner Ruhe heraustreten und eigene Sache oder die Ehre der Wissenschaft durch drohende Worte Andere achten lehren.

Diesen hilft, auf daß sie nicht widerstandslos dem Angriff erliegen, die List. Wenn grimmig und grollend nach blutigen Thaten der Tyrann das daniederliegende, seufzende Land durchzieht, richtet er seinen Blick über die weite Ebene und sieht Alles still, lauscht und hört keinen Laut; da kommt er in den Hohlweg und von allen Seiten schallen die Drohworte, regnen die Pfeile; und getroffen wie von unsichtbarer Hand sinkt er danieder, der im offenen Kampfe für unbesiegbar galt. Und so schreitet auch oft der Schellenkönig im Geisteslande einher, das Volk hat er ge-

blendet, die wahren Priester der Wissenschaft hat er geknechtet, so daß Keiner wider ihn das Wort zu richten wagt; da erhebt sich hinter seinem Rücken ein Flüstern, erst leise, dann lauter; eine Hand, man weiß nicht wessen, zupft an der Schelle, reißt an den bunten Lappen des Gewandes und stürzt den stolzen Träger dieser Scheinschätze zu Boden, daß er vernichtet daliegt für alle Zeiten.

Das ist das Wesen der Satire: sie streitet gegen das Herrschende, gegen das Hochthronende, das seine Macht nicht verdient oder sie mißbraucht, mit Haß und Spott; sie will wirken, aber nicht für sich, sondern für die Gesamtheit; sie will siegen, aber nur damit das Gute triumphire; sie benützt Schleichwege, aber nur weil ihr die große Fahrstraße verschlossen ist; sie nimmt oft kleinlicher, vielleicht nicht immer ganz edler Mittel wahr, weil sie der ungeübten Kraft mißtraut. Wir ehren und feiern die Heroen, die Kampf und Tod nicht scheuend dem Gegner kühn und offen entgegentraten, Arnold Winkelried, der die Lanzen der Feinde in seine Brust bohrte, um den Seinen eine Gasse zu bahnen, Lessing, den Geistesstreiter, der frei und muthvoll die Gegner aufsuchte, oder die Angreifer abwehrte; aber wir wollen nicht vergessen, daß aus dem Hinterhalte kämpfte der Befreier der Schweiz, Wilhelm Tell und verschanzt hinter dem Bollwerk der Anonymität ein deutscher Geistesapostel, Ulrich von Hutten.

Sa, Ulrich von Hutten ist einer derer, welchen unsere Betrachtung gilt, und wahrlich nicht der letzte.

Und wen könnte man, vom 16. Jahrhundert redend, besser nennen als ihn, der, ein wohlbewandter Kenner der Vergangenheit und frischen Auges in die Zukunft blickend, von der er den Ausbau und die Vollendung dessen hoffte, was er mit seinen Genossen erstrebte, über seine eigne Zeit die Worte gesprochen hat: „Die Wissenschaft blüht, Alles wächst und gedeiht; es ist eine Lust zu leben.“

Wenn aber sein Ausspruch richtig ist, so muß es auch für uns eine Lust sein, nach manchen Jahrhunderten dem Zeitalter Hutten's wieder nahe zu treten.

Eine Zeit reicher und mannigfaltiger Entwicklung ist das 16. Jahrhundert. Ueberall spüren wir in ihm den Beginn einer neuen Zeit. Denn wie die Reformation das religiöse Leben umgestaltet, so die neuen Erfindungen und Entdeckungen den Handel und die Industrie, die von Italien herübergekommenen literarischen und Kunstschätze das geistige Leben und die Kunst, neue Grundsätze der Menschen- und Weltbetrachtung die Politik. Natürlich ist das Mittelalter nicht mit einem Schlage zerstört, die neue Zeit nicht mit einem bestimmten Jahre und Tage eingetreten.

In dieser Zeit allmählicher Entwicklung ist auch die Literatur eine mannigfach sich gestaltende. Man kann in ihr 4 Perioden unterscheiden: Die Volksliteratur, die Periode des Humanismus, die der Reformation und die der Gegenreformation, Perioden, die sich natürlich nicht durch bestimmte Jahre abgränzen lassen, vielmehr mannigfach in einander übergreifen, aber geschieden sind durch ihren geistigen Inhalt, der einer jeden ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückt.

Die Volksliteratur richtet sich im bewußten Gegensatz gegen die Ritterpoesie. Wie in jener Zeit, an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts das Volk überhaupt zu einer größern Selbstständigkeit des Denkens gelangt, wie es sich bemüht, seine socialen und politischen Ansprüche zu steigern und in blutigen Kämpfen, den Bauernkriegen, versucht, seine Ansprüche durchzusetzen, so richtet sich auch in der Literatur sein Streben darauf, seine Bedürfnisse zur Sprache zu bringen. Aber da die ruhige Auseinandersetzung nicht gehört wird, das verständige Wort keine Stätte findet, so wendet man sich in satirischem Ausdruck gegen die Dränger und Bedrückter, gegen die höheren Stände, ja in pessimistischer Auffassung gegen alle Stände, von

der Erwägung ausgehend, daß Alle, die in der schlechten Welt leben, schlecht und ungerecht sein müssen. Laut ertönt die Klage und der Vorwurf, der Nothschrei der Demokratie, wie man ihn wohl bezeichnet hat, in hieher gehörigen Satiren: Gulenspiegel, Meinecke Fuchs, Narrenschiff. Aber noch kennt und nennt die Satire nur den Feind im Allgemeinen, noch entbehrt sie der Individualisirung, weil die Dichter zu sehr im Namen einer Klasse sprechen und daher ihre eigne Persönlichkeit zu erkennen keine Gelegenheit und Fähigkeit besitzen.

Dieses Innwerden von der Kraft der eignen Persönlichkeit wird in der zweiten Periode, der des Humanismus errungen. Man lernt sich kennen, seine Bestrebungen, die Grenzen der eignen Kraft, aber man erkennt auch die Gegner und richtet nur gegen sie, nicht mehr gegen die ganze Welt die Pfeile des Angriffs. Und da das Wesen des Humanismus darin besteht, die alt ererbten, aber in traurige Vergessenheit gerathenen Schätze des Alterthums zu wahren und zu mehren, so richtet sich der Angriff der jugendlichen Genossen, die sich für die Alleinherrscher halten, in Wirklichkeit aber noch die Minderheit sind, welche zuerst ihre Berechtigung zu beweisen hat, gegen die im Reiche geistiger Bestrebungen über Alles gebietenden Geistlichen, um ihnen die lange innegehabte Herrschaft mit List oder Gewalt zu entreißen. Die Mönche werden das Stichblatt der humanistischen Satire, die besonders von Hutten und Erasmus in den Dunkelmännerbriefen und im Lobe der Narrheit ausgebildet wird.

Die Herrscher von gestern werden die Unterdrückten von heute: Die Mönche, in der Humanistenzeit noch die Mehrheit bildend, welche satirische Angriffe ertragen müssen, sehen sich als unterliegende, als schwächere Partei in der Reformationszeit genöthigt, selbst die Waffen der Satire zu ergreifen. Luther mit seinen Schaaren bedarf nur am Anfange seines Siegeslaufes der Satire, um die durch den Humanismus schon tödtlich getroffenen Gegner gänzlich

vom Schauplatze zu entfernen; als er an der Spitze der scheinbar vollkommen geeinten Nation steht, braucht er das Kampfmittel nicht mehr, das nur für die Minderheit nothwendig ist, die ihr Dasein zu erweisen sich bemüht. Deutschland empfängt die Gabe der Sprache, der Glaube, der äußerlich geworden war, wird zu einer innerlichen, die Herzen erhebenden, die Gemüther fortreisenden Macht; die Bibel, lange Zeit unabsichtlich vergessen oder absichtlich in den Hintergrund gedrängt, wird das Fundament des Glaubens, die lautere Quelle der Gesinnung. Aber die Einheit war eine scheinbare; noch ist der Katholicismus nicht vernichtet, noch erschallen zuerst versteckt, dann offen die Stimmen zu ihrer Vertheidigung; von der Vertheidigung gehen sie zum Angriff über; Thomas Murner schreibt seine Satire vom großen lutherischen Narren.

Die Folgezeit lehrte immer mehr, daß der Protestantismus Deutschland, statt es zu einigen, in zwei Parteien gespalten hatte. Die Zeit der Gegenreformation naht heran, jene Zeit, da innerhalb der neuen Religion selbst die häßlichsten und gehässigsten Streitigkeiten Platz griffen, da der Katholicismus sein Haupt wiederum stolz erhob, da die Jesuiten nicht mehr wie die Mönche früherer Zeit sich zu verbergen hatten, sondern Triumphatoren gleich Deutschland durchschritten. Gegen sie erschallt das satirische Wort: Johannes Fischart schreibt und siegt.

So verschieden anscheinend die Männer und Werke sind, die in den Rahmen unseres Bildes zusammengefaßt werden müssen, so ähnlich und einig ist doch der Geist, der in ihnen lebte. Und bedarf es hierfür eines äußern Beweises, so bietet er sich auf's trefflichste in dem Umstand dar, daß Fischart, der Letzte in der Reihe, den Eulenspiegel bearbeitet, das Buch, das den ersten Platz in unserer Betrachtung einnimmt.

## I.

Gulenspiegel und Reineke Fuchs sind die beiden trefflichsten Volksfataren, die wir in der deutschen Literatur besitzen. Man könnte zweifeln, ob sie dem 16. Jahrhundert zuzuschreiben sind und wirklich fällt ihre Entstehung in eine frühere Zeit, aber sie sind an der Wende zweier Jahrhunderte, zweier großer Zeitabschnitte stehend dem Janus zu vergleichen, der rückschauend zwar in die vergangene Zeit blickt aber vorschauend sein Antlitz auch der neuen Zeit zugehrt. Gulenspiegel und Reineke Fuchs, beides Gestalten, wie das Volk sie erfand zu seinem Schutz und zu seiner Bertheidigung, der Eine Vertreter der Einfalt, der Andere Darsteller und Träger der Schlaueheit, beide in beständigem Kampfe gegen Höhere und Mächtigere. Gulenspiegel ist ein ungezogener, oft unflätiger Geselle, er foppt alle Welt, häufig nicht auf sehr feine Weise, er sammelt Schläge, nicht selten wohlverdiente von allen Seiten. Seine Ausgelassenheit begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe; von seiner dreimaligen Taufe bis zu seinem ungezogenen Bekenntniß auf dem Todtenbette wimmelt das Buch, das seinen Thaten gewidmet ist, von Tollheiten und Ausgelassenheiten. Aber nicht das interessirt uns an ihm, nicht das kennzeichnet sein Wesen, dieses besteht vielmehr darin, daß er seinem Herrn nur nach dem Worte folgt, nicht nach der That. Dadurch nun, daß er vermöge seiner angeborenen oder angenommenen Thorheit die Auftraggeber foppt, rächt er die geistig Niedrigstehenden an denen, die auf ihre Weisheit stolz sind, die Thorheit triumphirt über die eingebilddete Weisheit.

Und wie Gulenspiegel die Geistesarmen, so rächt Reineke Fuchs die Geld- und Standesarmen an ihren Gegnern. Es wäre vermessen, nach Göthe und Kaulbach die allgemein bekannten Erzählungen wiedererzählen zu wollen; die Gestalten: Braun; Nobel, Ifegrimm, Lampe, u. a. m., wie sie einmal geschildert und ge-

zeichnet sind, leben und dauern für alle Zeiten. Aber auch hier steht über der Erzählung der Gedanke. Zwar auch Reineke gewinnen wir nicht lieb, auch die Achtung müssen wir ihm häufig versagen; wir scheuen uns vor seiner Berührung. Aber seine Thaten sind Thaten der Nothwehr, seine Siege sind die der geistigen Ueberlegenheit. Reineke ist schlecht, aber die Anderen sind schlechter als er. Während er jedoch als der Niedere und Ungeschützte zu Boden geworfen werden soll, steigen die Anderen zu immer höheren Ehren empor und eben, weil er dieses weiß, macht er sie durch seine Schlaubeit und Macht zu Schanden.

Ein Mann des Volkes war auch Sebastian Brant. Von armen Eltern geboren, blieb er selbst während seines ganzen Lebens in einfachen, ärmlichen Verhältnissen und hat seinen einfachen Sinn nie aufgegeben. In einer Zeit, in welcher die Gelehrten — und auch er gehörte zu ihrer Zahl — stets lateinisch schrieben und sich dadurch, wenn sie es auch nicht aus Ueberhebung thaten, vom Volke absonderten, hatte er den Muth und die Einsicht, deutsch zu schreiben. Willig ging er in die Ereignisse der Zeit ein und hielt sich nicht für zu gut, in kleinen Blättchen, in Versen, die nur dazu dienten, ein Bild zu erklären, dem Volke Geringsfügiges und Bedeutendes mitzutheilen. Denn in seinem einfachen Geiste — einfältig in jenem guten Sinne des Wortes — war es ihm gleich, welches Ereigniß er gerade mitzutheilen hatte; er gab seine Verse eben sowohl zu einem von ihm selbst gefertigten Holzschnitte her, der die seltsame Geburt eines Kalbes mit zwei Köpfen verkündete, als zu einem solchen, der die Thaten jenes vielgepriesenen Helden, des letzten Ritters Maximilian I., verherrlichte. Von der Poesie freilich hatte er keinen allzuhohen Begriff. Er dachte sich den Poeten als einen alten Mann, der die Hornbrille auf der Nase, den Bücherbesen in der Hand, vor einem Bulte saß, auf dem viele Folianten aufgeschlagen waren, während andere, derselben Gunst gewärtig, auf der Erde oder an den Wänden umherstanden

oder lagen. Wie er selbst am liebsten in seiner Studirstube saß, die Stadt, in der er wohnte, als die einzige betrachtete, in der er sich wohl fühlen konnte, nicht reiste und jeden Reisenden verlachte, sich behaglich einspann in seiner Klausen und jede Unterbrechung als eine bittere Störung empfand, so meinte er auch, müsse der Dichter aus alten Büchern Bienen gleich den Honig suchen, das muntere Treiben der Welt verachten und nur in ernstem Brüten seine Freude finden. Sah er aber, daß die Welt seiner Ansicht nicht war, daß die Zeitgenossen alle, hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt, ihre Hand ausstreckten nach dem, was sie nicht hatten, und grade das begehrten, was sie nicht erlangen konnten, da mochte ihm wohl das Ganze wie ein Narrenhaus vorkommen. Und wie in dieser mürrischen Betrachtung Ring an Ring, eine Kette bildend, sich schloß, so entstand sein berühmtes gewordenes Buch: Das Narrenschiff.

Der Gedanke eines solchen Schiffes war nicht ganz neu: schon waren ihm einige Dichter vorangegangen, welche Vertreter einzelner Laster auf ein solches Schiff versammelt hatten, um sie nach einem fernen Lande zu schaffen, aber in dieser Allgemeinheit war er noch nie angewandt worden. Narragonia hieß das Land; und auf dem Titel war abgebildet, wie ein großes, mit Mannschaft vollbepacktes Schiff, das ad Narragoniam auf dem Segel führte, sich anschickte, abzufegeln; der Ruf: gaudeamus omnes auf allen Lippen. Aber trotz der großen Anzahl von Narren, die das Schiff bereits besetzt hielten, waren die Massen derselben nicht erschöpft: von allen Seiten kommen Boote mit Männern und Frauen, die durch Rufen und Winken ihre Lust kundgeben, auf dem Schiffe Platz zu nehmen, die sich danach drängen, im Narrenlande einen Wohnsitz zu erhalten. Der Gedanke dieses Bildes ist freilich im Laufe des Gedichtes selten erwähnt, dem Dichter fehlt eben die Kunst, den glücklich gefaßten Gedanken auch glücklich auszuführen. Und wer hat nun im Schiffe Platz? eigent-

lich Alle: jeder Stand, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Aber die Nennung dieser geschieht nicht durch eine trockne, ermüdende Aufzählung, durch wortreiche Strafpredigten, vielmehr wird der Stoff in 112 Kapiteln so bearbeitet, daß in kurzen, dem Gedächtniß sich leicht anpassenden Versen, welche an Bibelstellen, Worte der Klassiker sich anknüpfen, die moralischen Vorschriften gelehrt, die satirischen Bemerkungen vorgetragen werden. Aber hauptsächlich wirkt das Buch durch die Bilder, welche jedem einzelnen Abschnitt zur Grundlage dienen. Man las und ergötzte sich, und die fliegenden Blätter gingen eifrig von Hand zu Hand.

Vor allem sind es die moralischen Fehler und Gebrechen der Zeit, welche Brant tadelt: Habsucht und Geiz, Wollust und Verschwendung, schlechte Erziehung der Kinder und geistige Verwahrlosung der Eltern. Während es aber sonst Sitte der Satiriker jener Zeit ist, besonders drei Klassen der Gesellschaft mit Angriffen zu verfolgen: die Frauen, die Geistlichen und die Bauern, verschont Brant meist die letzteren in dem klar erkannten Gefühle, daß Wendungen gegen die niedrigste Klasse eine Schändung seines eignen Fleisches wäre und greift fast nur die ersteren an. An die Stelle der Bauern treten die Adligen. Ihnen wird ganz besonders das Vergängliche aller irdischen Macht vorgeführt, das Vertrauen auf das Wappenschild als thöricht und vergeblich verhöhnt.

Aber wer hätt' kein Tugend nit,  
Keine Zucht, Scham, Ehr, noch gute Sitt',  
Den halt' ich alles Abels leer,  
Ob auch ein Fürst sein Vater wär'.

Nicht alle Frauen werden getadelt, nur die, welche durch Puhsucht oder durch moralische Vergehen sich der Ehre, die das weibliche Geschlecht ziert, verlustig gemacht haben; die wahrhaft würdigen Frauen dagegen mit schönen, anerkennenden Worten gepriesen.

Aber auch die Geistlichen, die Führer des Volkes, entgehen

seinem Spotte nicht. Ehedem, so meint er, habe Christus schon große Anstrengungen nöthig gehabt, um den Tempel von Ungehörigen zu reinigen.

Wollt' er jetzt offne Sünd' austreiben,  
 Wenig in Kirchen würden bleiben,  
 Er fing gar dick beim Pfarrer an,  
 Und würd' bis an den Meßner gan,  
 Dem Haus Gotts Heiligkeit zustat,  
 Wo Gott der Herr sein Wohnung hat.

Nur zwei Dinge sind dem herben Tadler unantastbar: die Religion und das Vaterland, die Reinhaltung der katholischen Kirche, die Rettung des Reichs vor dem Angriff der Türken. Brant ist ein frommer Mann und scheut sich nicht, seine Gesinnungen, offen zu bekennen. Früher, so meint er, sei Alles auf Ablass, Lehre und Brauch gestellt gewesen, jetzt seien alle diese Dinge verachtet. Christus, so lehrt er, sei das Haupt, dem man auch im Leben nachzueifern habe, Gott vertrauen sei besser, als auf Menschen bauen. Und wenn Einer die Zerrissenheit des Vaterlandes, die Uneinigkeit der Fürsten beklagt hat, so ist es Brant. Jeder Fürst sinne nur auf Befriedigung seines Ehrgeizes, jeder wünsche, daß der Kaiser ihm in seinen Plänen helfe, statt daß der Fürst daran denke, Kaiser und Reich zu beschützen. Da läßt er es an beredten Aufrufen an die Fürsten nicht fehlen, wenn er auch deren Erfolglosigkeit ahnt.

Aber trotz der schlimmen politischen Verhältnisse wird er beseelt vom frommen Glauben an die Zukunft:

Das römisch Reich bleibt so lang Gott will,  
 Der hat ihm gesetzt sein Ziel und Moß,  
 Er geh, daß es noch werd' so groß,  
 Daß ihm all' Erd sei unterthan,  
 Als es von Recht und Gesetz sollt han.

Das Narrenschiff erregte ein ungeheures Aufsehen; schon zu

Brant's Lebzeiten erhielt es eine Menge Auflagen und blieb im 16. Jahrhundert ein Lieblingsbuch der deutschen Nation. Aber auch anderen Nationen wurde es durch Uebersetzungen zugänglich gemacht, es ward in's Französische, Holländische, in's Englische und Italienische übertragen, und auf daß es die Gelehrten aller Nationen lesen konnten, unternahm ein Anderer den Versuch, das Buch in's Lateinische zu übersetzen. Das hätte auch Brant thun können, denn er selbst war ein Gelehrter; schon im Narrenschiff gab er durch viele Anführungen aus Schriftstellern des Alterthums seine Belesenheit kund; in lateinischer Sprache hat er juristische Werke geschrieben, und seine Briefe sind zumeist in dieser Sprache abgefaßt.

## II.

Brant hatte seine gelehrten Studien in Basel gemacht, hier war er mit einem Manne zusammengekommen, der bestimmend auf ihn einwirkte, dem er sein Lebenlang treu und anhänglich blieb, dem er seinen Sohn zur Erziehung schickte, dessen Schriften und Briefe er in einer Handschrift zusammenstellte, die uns noch erhalten ist, mit Johann Neuchlin. Neuchlin aber war einer der bedeutendsten Träger des Humanismus.

Goethe hat in ein Paar Versen Neuchlins Bedeutung würdig geschildert:

Neuchlin, wer will sich dir vergleichen,  
 Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen.  
 Das Fürsten- und das Städtewesen  
 Durchschlängelte sein Lebenslauf.  
 (Er lehrte uns die Griechen lesen,)  
 Die heil'gen Bücher schloß er auf.

Ihm und seinen Zeitgenossen verdanken wir all den Segen, der aus dem Wiedererwachen der klassischen Studien und insbesondere der hellenischen Bildung für Deutschland erworben wurde; seiner Beschäftigung mit der hebräischen Sprache ist es zuzuschrei-

ben, daß die Deutschen den unverfälschten Urtext der Bibel verstehen lernten und dadurch ein Kampfmittel erwarben, ohne dessen Anwendung die Reformation nicht denkbar ist. Aber das Leben des Gelehrten, der sich unter seinen Büchern, fern von den Menschen am wohlsten fühlte, blieb nicht ohne Störungen; kleinere ertrug er mit Gleichmuth oder wußte sich derselben mit Humor in satirischen Komödien zu erwehren; größere zu ertragen halfen ihm seine Freunde. Denn auch solche größere Störungen fehlten nicht.

Goethe fährt fort:

Doch Pfaffen wußten sich zu rühren.

Der tiefere Grund dieses „sich Rührens“ liegt nicht in den einzelnen kleinen Vorfällen, welche das Vorspiel des weltberühmten Reuchlinischen Streites ausmachten, aber keineswegs denselben hervorriefen, sondern in dem allgemeinen starken Gegensatz, welcher zwischen den Mönchen, die durch Kölner Theologen vertreten wurden, und Reuchlin herrschte, welcher als Haupt der Humanisten galt. Sene pochten auf ihre alte Lehrmethode, diese wollten eine neue und zweckmäßige einführen; jene wünschten die Beibehaltung des barbarischen Latein, in welchem sie sich wohlfühlten, diese schwelgten in dem klassischen Wohlklang der Töne Cicero's; jene verwarfen alle neuen Schätze, welche ihre Herrschaft gefährdeten, schrafen zurück vor dem kühnen Unterfangen, das die Bibel Allen übergab, Bibelkritik zu eröffnen schien, diese meinten in den neuen Studien einen neuen Gott gefunden zu haben, den sie hoch hielten und verehrten. So war der Streit unausbleiblich. Er entzündete sich daran, daß Reuchlin in einem Gutachten über die Verbrennung der Bücher der Juden sich für Erhaltung derselben ausgesprochen hatte, entwickelte sich aber bald zu einem Streit über das Recht der freien Meinungsäußerung. Der Proceß wurde in verschiedenen Städten Deutschland's geführt, selbst bis nach Rom gebracht, Schriften für und wider wurden geschrieben; als Hauptschrift sind die

epistolae obscurorum virorum zu betrachten. Sene Dunkel männerbriefe wendeten sich an Ortuin Gratius, den Poeten der Kölner, einen Mann, der wegen seiner moralischen Mängel getadelt, wegen seiner Eitelkeit verspottet und wegen seiner gelehrten Sucht gehöhnt werden konnte.

In diesen Dunkelmännerbriefen nun traten die Gegner selbst auf: Eitelnarrabianus, Gaenselinus, Lumplin, Mistladerius, Schafsmulius, Scheerschleiferius und wie sie alle heißen, sie wenden sich mit ihren klugen Fragen und Bethuerungen an Ortuin Gratius. Dieses Alles geschieht in einem köstlichen Latein, das freilich nur derjenige versteht, der der deutschen Sprache ebenso kundig ist, als der lateinischen, mit vielem Witz, der alle sittlichen und geistigen Schäden des Mönchthums enthüllt. Durch alle Briefe aber geht wie ein rother Faden die Angelegenheit Neuchlins: da klagen die Mönche, daß sie, wohin sie kommen, Anhänger Neuchlins finden, daß sie von ihnen Schimpfreden zu hören und Schläge zu erdulden haben, da beklagen sie sich besonders über Einen, der ihnen am meisten zu schafften mache: Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten ist einer der Hauptverfasser der Dunkelmännerbriefe.

Durch das Leben dieses früh vollendeten Ritters geht ein tragischer Zug. Nichts von alledem, was er bekämpfte — und er bediente sich in seinem Kampfe besonders der satirischen Waffen — wurde niedergeschlagen; fast Alles vielmehr, gegen das er sich erhob, behauptete sich wider ihn. In seiner Jugend war er gegen Bedeg Löße aufgetreten, der ihn in Greifswald gepflegt, dann fortgestoßen und beraubt hatte; die Poeten von ganz Deutschland hatte er zu seinem Schutze wider den unbilligen Gastfreund aufgerufen, aber von keiner Seite hatte er Hülfe erlangt, Löße stieg vielmehr zu immer größerer Ehre. Dann war er gegen Ulrich von Wirttemberg aufgetreten, der ihm einen Vetter erschlagen;

auch hier hatte er den Frevler vor Kaiser und Reich denunzirt; ihn öffentlich dem Hohn und nachdrücklicher Bestrafung preiszugeben versucht, aber Ulrich von Württemberg blieb in seiner Macht; und wenn er auch später verjagt wurde, so geschah dies nicht in Folge der Hutten'schen Klagen. Das Ansehen des deutschen Kaisers war damals im Sinken; die Macht Maximilian's I. wurde von den Gegnern, besonders der Stadt Venedig, verachtet; Hutten versuchte Maximilian im Namen Stalien's anzurufen und zum Kampf zu ermuntern; er versuchte als patriotischer Deutscher in seinen Satiren „Markus“ und „über die Fischerei der Venetianer“ die Bewohner der Inselstadt, sie den Fröschen vergleichend, an ihr niedriges Handwerk zu erinnern und ihnen in Aussicht zu stellen, daß bald ihr König Pausback von dem deutschen Adler, der sich im triumphirenden Fluge erhebe, vernichtet werden würde; aber Maximilian starb, ohne Venedig besiegt zu haben, Venedig blieb reich und angesehen wie zuvor.

Die Ehre des Ritterthums, das zu schwinden drohte, suchte Hutten in krampfhafter Anstrengung zu wahren, die Ritter zu vermögen, sich der neuen Gesittung und Bildung anzuschließen, die Städte, ja die Bauern zu ermuntern, sich mit den Rittern zu einer Neugestaltung des deutschen Reiches zu verbinden, aber weder Städte noch Bauern hörten auf sein Wort; die Burgen Sickingens, des Führers der Ritter, wurden zerstört, das Ritterthum wurde gänzlich vernichtet.

Nur in einem Kampfe schien Hutten glücklich zu sein, in dem Kampfe gegen Rom, der sein ganzes Leben durchzieht. In vielen Satiren ward dieser Kampf geführt; weit eher als die letzte geschrieben wurde, war Luther aufgetreten.

Der Kampf gegen das Papstthum bedeutet Streit für Neuchlin: Das Sinken des ersteren war gleichbedeutend mit einem Siege des letzteren; Hutten schrieb Neuchlin's Triumph und, wenn auch äußerlich verurtheilt, mochte doch der große Gelehrte,

an dessen Namen sich der welthistorische Streit geknüpft hat, das Bewußtsein in sich tragen, daß er gesiegt habe.

Sa noch mehr. Als er starb, erschien eine kleine Schrift, in der die Vision eines Geistlichen mitgetheilt wurde: jenseits einer Brücke, so erzählt er, habe er Reuchlin gesehen, wie er in einem weißen Kleide einhergeschritten sei, von einem schönen Flügelknaben, seinem Genius, begleitet; hinter ihm seien etliche häßliche Vögel erschienen, die aber vor dem Zeichen des Kreuzes verschwunden seien. Auf der Brücke habe ihn der heilige Hieronymus empfangen, ihm ein Kleid gebracht, wie er selbst eins anhatte mit Zungen in dreierlei Farben besetzt; Arm in Arm seien sie in einer Feuer säule zum Himmel gestiegen in den Chor der seligen Geister.

Der Verfasser dieser Schrift war Desiderius Erasmus. — Mit Recht nannten die Zeitgenossen Reuchlin und Erasmus die beiden Augen Deutschlands. Wie Reuchlin die hebräische, so hat Erasmus die griechische Bibel gleichsam wiederentdeckt, durch seine Erklärung sie einem größeren Publikum wieder schmackhaft zu machen versucht, durch Ausgaben und Uebersetzungen der Kirchenväter verachtete Schriftsteller zu neuen Ehren gebracht und ein Verständniß der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte zuerst ermöglicht. Und was er lateinisch schrieb, das that er mit einer Vollendung, in der Keiner ihm gleich kam, seinem eignen Genius dabei vertrauend und niemals sklavenmäßig in blindem Gehorsam den hochgehaltenen Führern aus dem Alterthume folgend. Aber außerdem, daß er durch sein Wirken und durch sein Beispiel die Jugend an sich fesselte und zu den neuen Studien lockte, hat er durch seine Verbindung mit Höherstehenden besonders das bewirkt, daß er die humanistische Literatur, so zu sagen, cour- und salonfähig machte, daß er ihr in Kreisen Eingang verschaffte, in denen sie bisher völlig unbekannt zu sein schien. Erasmus ist aber nicht allein Gelehrter, er ist vor allem Satiriker und das nirgends mehr,

obwohl alle seine Schriften satirische Bemerkungen enthalten, von einem Hauch der Satire durchweht sind, als in seinem „Lobe der Narrheit“ und in seinen „vertrauten Gesprächen“.

In dem „Lobe der Narrheit“ erscheint die Narrheit selbst und erzählt ihren Ruhm, bemüht sich nachzuweisen, daß all das Große, das in der Welt geschehen, ihr zu verdanken sei, daß alle bedeutenden Männer nur dann ruhmvoll gehandelt hätten, wenn sie ihr gefolgt wären. Sie stellt den Weisen und den Thoren einander gegenüber. Jener bleibe immer unglücklich, wenn er nach seiner Weisheit zu leben trachte, dieser befinde sich in glücklicher Lage, wenn er den Eingebungen der Thorheit allein folge. Triumpfirend schaut sie über das große Heer ihrer Anhänger: jeder Stand schwöre zu ihrer Fahne, jedes Alter, jedes Volk; unter allen ihren Anhängern aber sind die Mönche, die Priester ihr die liebsten. Ehe die Narrheit von ihnen spricht, hält sie einen Augenblick inne: die Geistlichen, besonders die Mönche so meint sie, könnten sie mit ihren 600 Schlüssen vernichten, aber dennoch wagt sie das Unternehmen, gegen sie aufzutreten. Sie ergötzt sich besonders an ihren Klügeleien. Denn nicht nur ergründen sie die Geheimnisse der Gottheit, der Schöpfung der Welt, der Erbsünde, sondern auch ob Gott die Gestalt eines Würfels, eines Kieselsteines oder einer Gurke annehmen und in dieser Gestalt Wunder wirken könne; ob Christus, während er am Kreuze hing, Mensch genannt werden könnte u. s. w.

Das Buch, 1509 geschrieben, 1511 gedruckt, wurde von den Zeitgenossen mit unendlichem Beifall begrüßt, ein Franzose hat gesagt, daß diejenigen seiner Landsleute, die den Psalter nicht lesen konnten, das „Lob der Narrheit“ verstünden.

In den „vertraulichen Gesprächen“, einem Lieblingsbuch des 16., einem häufig gebrauchten Erziehungsbuche des 17. und 18. Jahrhunderts, finden sich vielerlei satirische Bemerkungen. Sie richten sich gegen Ceremonien und Wallfahrten, gegen Geistliche und gegen das Mönchswesen, gegen Zustände, unter anderen gegen

die traurigen Verhältnisse deutscher Wirthshäuser und gegen Personen, welche mit Erasmus irgend wie in Streit gerathen waren. Unter den Gesprächen der letzten Art sind zwei besonders merkwürdig. In dem einen „ungleiche Ehe“ wird von der Vermählung eines schönen jungen Mädchens erzählt mit einem elenden, von Krankheiten zerfressenen Menschen, dessen einziges Verdienst der Rittername sei, in dem zweiten „der Soldat und der Karthäuser“ von einem Streit eines Mönchs und eines Soldaten berichtet, deren Jeder dem Andern seine Unthaten vorwirft. Der Ritter und der Soldat, der in diesen beiden Gesprächen verspottet werden sollte, war Ulrich von Hutten. Woher kommt es, daß diese beiden Männer, Vorkämpfer derselben geistigen Macht, des Humanismus, sich feindlich gegenüber standen?

Als Hutten, geächtet und verfolgt, auf seiner Flucht, die auch sein Todesgang werden sollte, nach Basel kam und hier eine Ruhestätte suchte, wurde er von Erasmus schönöde aufgenommen. Dieser unerwartete und um so verletzendere Empfang erbitterte den Ritter, er schrieb eine Herausforderung an Erasmus, dem dieser seinen „Schwamm zum Abwischen der Anschuldigungen“ entgegensetzte. Die beiden Männer behandelten sich in diesen satirisch-polemischen Schriften nicht gerade zart: ein alter, lang niedergehaltener Groll, eine Folge des tiefen Gegensatzes zwischen beiden machte sich Luft. Denn in der That, ein gewaltiger Gegensatz herrschte zwischen ihnen. Erasmus, ein feiner, hartloser Mann, mit leiser Stimme, mit scheuen Geberden; Hutten, ein derb auftretender Ritter, mit rauher Stimme, mit struppigem Bart, Sporen an den Füßen. Hutten war nie wohler, als wenn er auf der Landstraße einherzog, ohne Geld und Gut, nur ein paar Bücher im Ranzen, für alles andere auf gastliche Freunde angewiesen; Erasmus sehnte sich auf seinen Reisen, auf denen er wie ein hochgeborener Herr einherzog und die Huldigungen der Freunde und Verehrer wie einen schuldigen Tribut entgegennahm, stets nach der Heimath und baute sich in

Basel und in Freiburg ein bequemes Haus, das ihm allein zur Wohnung diente. Hutten verschmähte hohe Gönner und Freunde, nach Unabhängigkeit verlangte er als dem höchsten Gut; Erasmus wies gern dem Fremden seine Kapseln voll von Briefen seiner Freunde und Verehrer, seine Schränke mit silbernen und goldenen Bechern und mit Geschenken hoher Gönner angefüllt. Und wie im Leben, so waren beide auch im literarischen Wirken verschieden. Hatte Erasmus große, gelehrte Werke geschrieben, die Frucht einer glücklichen Muße, bewundernswerthe Zeugnisse tief eindringenden Scharfsinns und emsigen Forscherfleißes, so kam der viel umhergeworfene Ritter nur dazu, kleine Schriften ausgehen zu lassen, ohne gelehrtes Beiwerk, nur auf bestimmte Zwecke gerichtet, deren Erreichung ihm am Herzen lag. Erasmus war ein Weltbürger, der seine Knabenjahre in Holland, seine Jünglingszeit in Frankreich und England, sein Mannesalter in Deutschland verbrachte, der kein Vaterland kannte als die Gelehrtenrepublik, keine Sprache schrieb als die lateinische; Hutten dagegen war ein Deutscher, der auch in fremden Landen sein Deutschthum nicht verleugnete, der es als die größte Schmach betrachtete, daß Deutschland noch immer von Fremden Barbarenland gescholten wurde, der deutsch schrieb, als er zur Ueberzeugung gekommen war, daß eine neue Zeit für das deutsche Volk herangebrochen sei. Erasmus hielt sich für den König im Reiche der Geister, und so sehr er auch die Wissenschaft liebte und an ihrer Förderung arbeitete, was er that, that er doch zunächst für sich; Hutten aber arbeitete stets für Andere, verwendete seine beste Kraft im Dienste Größerer, für den Ritter Sickingen, für den Gelehrten Reuchlin, für den theologischen Kämpfer Luther. So verschieden ihre Wirksamkeit, so verschieden war auch der Erfolg derselben. Erasmus genoß schon während seines Lebens den höchsten Ruhm, sein Bild von der Meisterhand Holbeins, ein anderes von der Dürers gemalt, überlieferte der Nachwelt seine Züge, ein glänzendes Denkmal, in Rotterdam

errichtet, verewigte seinen Ruhm und seine Werke, 10 Foliobände, vor fast zwei Jahrhunderten gedruckt, bewahrten seine Geisteskräfte auch später Zukunft; Huttens Name blieb vergessen, kein Ehrenmal erhob sich für ihn, kein Bild zeigt uns seine Züge, seine Werke waren zerstreut, erst die neueste Zeit hat die Dankschuld der deutschen Nation an ihn abgetragen.

### III.

Mit dem Tode Huttens ist die Entwicklung des Humanismus abgeschlossen. Auf den Humanismus folgt die Reformation. Von Hutten wissen wir, daß er mit Frohlocken die Entwicklung der Reformation begrüßt, über den vermeintlichen Sturz des Papstes jubelt und eben darin ein neues Erwachen religiöser Innigkeit und Neubelebung des Glaubens gesehen hatte, von Thomas Murner besitzen wir ein schwermüthiges Trauerlied „von dem Untergange des christlichen Glaubens.“ Denn er sieht in der neuen Bewegung nichts als eine beklagenswerthe Verwilderung, als eine Vernichtung der Kirchenlehre, als eine vollkommene Zerrüttung aller weltlichen, gefesteten Verhältnisse. Wohl ist er auch hier nicht blind gegen die Schäden der Kirche; er verdammt die Ausschreitung der Ablassverkäufer, aber er klagt besonders über den traurigen, durch die neue Lehre hervorgerufenen Zustand. Da klagt er:

Die Stühl stehn auf den Bänken,  
Der Wagen vor dem Roß,  
Der Glaub' will gar versenken,  
Der Grund ist bodenlos.

Aber er will in dem Kampfe fest stehen und seine Sache wahren:

Ich red' das alls für mein Person  
Und glaub, ich thu ihm Recht,

Daß ich im alten Glauben ston,  
 Die Neuerung wiederfecht,  
 Und thu als thut ein redlich Mann,  
 Dem man ein Schloß empfiehlt,  
 So lang' ich mich gewehren kann  
 Brauch ich das Schwert und Schild.

Er hat Schwert und Schild gebraucht; seine Gegner wußten von Hieben zu erzählen, die er austheilte; auch er erhielt freilich gar manchen Schlag, er war der meist geschmähete Mann seiner Zeit und Haß und Verfolgung haben sein Leben weit überdauert. Er ist keine angenehme Persönlichkeit, nicht frei von manchem sittlichen Makel, rauh und polternd in seiner Sprache, rücksichtslos im Angriff und in der Vertheidigung. Seine Ansichten, die bei den Zeitgenossen schon so großes Bedenken erregten, mögen auch uns nicht gefallen; wir begreifen nicht wie er, der volksthümliche Patriot, den Franzosen sich zuneigen konnte, wie er, der die Ansitten des Klerus gegeißelt, die Schäden der katholischen Kirche so offen dargelegt hatte, wie kaum ein Anderer vor ihm, doch der alten Kirche treu bleiben und als heftiger Gegner der Reformation gegenübertreten konnte. Wir lieben ihn nicht, wir betrachten ihn nicht mit dem gemüthlichen Interesse, wie den ehrlichen Brant, wir begrüßen ihn nicht mit der herzlichen Theilnahme wie den feurigen Hutten, wir bewundern ihn nicht, wie wir Fischart bewundern; aber wir wollen versuchen, ihm gerecht zu werden.

Er lebte zu Straßburg und nöthigt uns, diesem Ort eine kurze Betrachtung zu schenken, auf den uns Brant schon geführt hat und Fischart noch einmal führen soll. Straßburg nimmt in der deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts eine sehr wichtige Stellung ein und ist in manchen Perioden geradezu der Mittelpunkt literarischer Bewegung gewesen. Ganz besonders in jener Zeit, da Brant und Murner lebten, herrschte hier ein frisches

bewegtes Treiben, als sollte sich an dieser Grenzwehr deutschen Wesens Frankreich gegenüber bekunden, was der deutsche Geist zu leisten im Stande sei. Unter den damals bedeutenden Männern ragten besonders zwei hervor, Johann Geiler von Kaisersberg und Jakob Wimpheling. Jener ein unerschrockener und gewandter Volksprediger, der auf seine Zuhörer einen Eindruck machte ähnlich dem des gewaltigen Mönchs von Wittenberg; dieser ein Schulmann, Lehrer und Schriftgelehrter, der den Ehrennamen *praeceptor Germaniae* ebenso gut verdiente, wie Luthers rastloser Genosse. Mit Wimpheling kam Murner in einen merkwürdigen Streit.

Im Jahre 1501 schrieb Wimpheling eine Schrift: „Deutschland,“ in welcher er dem Straßburger Rath gutgemeinte Rathschläge gab und außerdem nachweisen wollte, daß das Elsaß niemals zu Frankreich gehört habe. Zu solchem Nachweise veranlaßten ihn vielleicht französische Rheingelüste oder französische Sympathieen in Straßburg oder sein stets bereiter deutscher Patriotismus, der keines besonderen Anlasses bedurfte. Das Deutschthum des Elsaßes will er nun durch Vermuthungen, Zeugnisse und Schriftsteller beweisen. Zu jenen rechnet er die volksthümlichen Erinnerungen an Pipin, der in Sprüchwörtern verewigt sei, an Karl den Großen, dessen Beschäftigung mit der deutschen Sprache ferner deutsche Klostergründungen; von diesen zählt er Tacitus, Ammianus Marcellinus u. A. auf. Seine ganze Darstellung durchzieht er mit patriotischen Betrachtungen und erregte grade durch diese stürmischen Beifall seiner Zeitgenossen.

Nur einer stimmte in diesen Beifall nicht ein, nämlich Murner. Er veröffentlichte gegen Wimpheling's „Deutschland“ seine Schrift: „Neu-Deutschland,“ in welcher er die Behauptungen des Gegners schonungslos angriff. Wimpheling's Vermuthungen sucht er lächerlich zu machen. Vermöge ein Sprüchwort Pipin zum Deutschen zu erklären, so müßte auch Salomo ein Deutscher sein,

denn es gäbe ein deutsches Sprüchwort: „Selbst wenn ich die Weisheit Salomo's besäße, könnte ich das nicht erreichen;“ wäre Karl der Große in Folge seiner Beschäftigung mit der deutschen Sprache ein Deutscher zu nennen, so müßte Maximilian I., weil er gern französisch spräche, ein Franzose genannt werden.

Aber man glaube nicht, daß Murner ein Franzosenfreund sei. Im Gegentheil: er preist die Freiheit der Deutschen, er warnt den französischen König, die Kraft der Deutschen zu erproben. Dem aber, der wissen will, warum er trotz dieser Gesinnung gegen seinen patriotischen Landsmann aufgetreten sei, antwortet er: „Damit wir nicht wegen unserer historischen Unkenntniß zum Gelächter bei aller Welt werden, damit wir nicht die heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen die Franzosen verletzen, denen wir das Christenthum und viele wohlthätige Einrichtungen verdanken; damit wir nicht, durch unsere Verachtung der Franzosen in schläfriger Sicherheit uns wiegend, um so leichter in ihre Neze stürzen.“

Neu-Deutschland war eine von Murners ersten Schriften, eine der wenigen, die lateinisch geschrieben waren; rasch folgten andere. Und betrachten wir diese Schriften, so müssen wir sagen, sie sind alle von einem bestimmten Princip durchdrungen, aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen, nämlich aus dem Streben, das Wissen zu verallgemeinern, zu popularisiren. Murner ist der erste, der die alten Rechtsbücher, die Institutionen des Justinian, verdeutschte und deswegen von einem der berühmtesten Rechtslehrer jener Zeit, von Ulrich Zasius, heftig angefeindet wird, nicht etwa bloß, weil er seiner Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt, sondern vor Allem deshalb, weil er gewagt habe, das den Gelehrten allein zugängliche Gebiet den Ungelehrten zu eröffnen.

Aber bei diesen Arbeiten blieb er nicht stehen; er schrieb vielmehr besonders satirische Schriften, die zwei verschiedenen Perioden, derjenigen vor der Reformation und der nach derselben angehören. Der ersteren seine berühmten Satiren: Narrenbeschwörung, Schel-

menzunft, geistliche Badfahrt, Mühle von Schwindelsheim, Geuchmatt, Schriften, in welchen er allerdings, nach dem Vorbilde Brant's, aber geistreicher, witziger, gewandter als jener, Narheiten und Laster der verschiedensten Stände, und nicht am wenigsten der Geistlichen bitter tadelte, in welchen er ferner in deutlicher Weise auf Vorgänge des Tages anspielte und die Abstellung schwerwiegender Mißbräuche aufs dringendste anrieth.

Als die Reformation begann und dasjenige erfüllt schien, was Murner in seinen Schriften herbeigewünscht hatte, stellte er sich alsbald in die Reihe der Gegner, schrieb Schriften gegen Luther und dessen Freunde und ließ es auch hier nach seiner bekannten Art an derben Schmähungen nicht fehlen. Und so regnete es bald Schmähworte und Drohungen gegen ihn. Sein Name Murner wurde in Murr-Narr verwandelt; er wurde als ein häßlicher Kater dargestellt, welcher heimtückisch den Freunden entgegenzutreten liebte, allerlei Verbrechen wurden ihm Schuld gegeben, die schändlichsten ihm zugeschoben. Wenn man die Anklagen der Zeitgenossen gegen ihn liest, so darf man sich nicht wundern, daß er, nachdem er Manches über sich hatte ergehen lassen, das Wort zur Entgegnung nahm, und daß er in dieser den Feinden in demselben Tone antwortete, in welchem sie zu ihm gesprochen hatten.

In diesem Sinne ist seine Schrift „vom großen lutherischen Narren“ aufzufassen.

Hier erscheint Luther als ein großer, dicker, unbeholfener Narr, beständig begleitet und gehöhnt, wie auf den den Text begleitenden Holzschnitten zu ersehen war, von einem Kater in Franziskanertracht, Murner selbst. Der Riesennarr hat die größten Beschwerden zu ertragen, kaum vermag er sich zu rühren, denn ganz voll ist er von kleinen Narren, den Lutheranern, die in ihm stecken. Der Kater macht ihm Musik vor und gewährt durch dieselbe dem Narren Erleichterung, denn er vermag nun sich seiner Bürde zu entledigen, eine Masse kleiner Narren springen aus ihm hervor.

So erleichtert vollführt nun Luther sein Werk. Er heirathet, zerstört Mönch- und Nonnenklöster, reizt das Volk zur Empörung, vernichtet alle Verhältnisse. Bei allem diesem Thun unterläßt er nicht, fortwährend neue Narren zu gebären; aus seiner Tasche, aus seinen Kleidern kommen solche hervor. Zuletzt wird er unter die Presse gebracht, um ihm diejenigen lutherischen Nähnlein zu entreißen, welche freiwillig nicht aus ihm hervorgehen wollten. Der Kater, der ihn bisher begleitet, verläßt aber auch den befreiten Luther nicht. Vielmehr begehrt er seine Tochter; erhält sie auch zur Gemahlin, muß sie aber, nachdem er sich kaum mit ihr vermählt, aus dem Hause jagen, weil er eine schreckliche Krankheit an ihr bemerkt. Endlich stirbt der Narr nicht eben auf sehr appetitliche Weise. Er war in eine zu gewissen Zwecken bestimmte Grube gefallen, mit Mühe aus derselben gezogen, in seiner Krankheit von Murner getröstet worden, will ohne Sakramente sterben und erregt auch nach seinem Tode heftigen Streit unter seinen Anhängern, die um das einzige von ihm zurückgelassene Erbe, seine Narrenkappe nämlich, in einen heftigen Krieg gerathen.

#### IV.

Man mag von einem gewissen religiösen Standpunkte aus Murners Satiren noch so sehr verdammen; in einem Punkte wird der Historiker ihm Recht geben müssen, in dem Satze nämlich, daß nach Luthers Tode seine Anhänger und Freunde sich um seine Kappe stritten. Denn auf das große, gewaltige Geschlecht der Reformatoren war in dem Zeitalter der Gegenreformation, das kleine und unbedeutende der Nachbeter und Nachtreter gefolgt. Wo jene mit heiligem Eifer an die tausendjährigen Stämme, die aber innerlich verfault waren, die Art gelegt und an Stelle der ausgerotteten Wälder junge Bäumchen gepflanzt und ihnen die sorgsamste Pflege gewährt hatten, da ließen diese Unkraut zwischen

den Bäumen wild empor wuchern, hemmten die Bäumchen in ihrem Wachsthum, indem sie ihnen Luft und Licht entzogen und schlossen die jungen Pflanzen mit Staketen und hohen Mauern ein. Die Wittenberger Nachtigall war verflungen, die Raben krächzten an ihrer Stelle. Da tobten die Pfarrer von den Kanzeln wider einander, ob Luther so oder so gesprochen, da thaten sie einander in den Bann und eiferten so grob, daß man noch heute einen gewaltigen Schimpfer einen groben Fläz zu nennen pflegt, nach einem der ärgsten Schreier, Matthias Flacius; da eiferten Lutheraner gegen Calvinisten, und Calvinisten gegen Lutheraner; jene gaben einer Kanone die Inschrift:

Die Lutheraner und Zeloten  
Sind des Teufels Vorboten,

diese verwandelten die Anfangsverse von Luthers bekanntem Liede in die Worte:

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort  
Und steur' der Calvinisten Mord.

Und ein Prediger tobte von der Kanzel: „Die Calvinisten sind das Heer des Teufels. Ist doch der elende Heid Ovidius ein besserer Theologe als die Calvinisten, denn ob er wohl nicht weiß, wie er mit seinen Göttern daran ist, so trauet er ihnen gleich wohl soviel zu, daß sie Alles, was sie wollen, zu wege bringen können. Du aber heil- und sinnloser Calviniste, darfst dich unterstehn, dem wahren, allmächtigen Gott die Hände zu binden, daß er durch seine Allmacht nicht könne zu wege bringen, daß Christi Leib und Blut im Abendmahl sei!“

Und während die Friedliebenden und Gutmeinenden, die wahrhaft Frommen und Gläubigen — und es gab deren auch damals eine große Anzahl — trauerten und die unselige Zeit anlagten, stimmten die Jesuiten, diese Soldaten des Papstes, die bald nach der Gründung ihres Ordens im Jahre 1540 Eingang in Deutschland gefunden hatten und hier durch Anschreiben der

Schulen, durch Einschleichen bei den Höfen Einfluß zu gewinnen suchten, ein Loblied an über den Verfall des evangelischen Glaubens. Aber während sie zu triumphiren meinten, erlitten sie eine Niederlage; mitten in ihrem Siegeslaufe hörten sie eine Stimme, die ihnen Halt gebot. Es war die des Johannes Fischart.

Fischart's Erscheinung in der Literatur ist eine phänomenartige. Wie ein Riese steht er da unter den Zwergen, seinen Zeitgenossen. 30 Jahre lang hatte die Satire geschwiegen, nun tritt sie wieder auf und gleich in ihrer höchsten Vollendung; kaum ist sie aufgetreten, so verschwindet sie wieder, fast ohne Nachklang und ohne Einwirkung.

Von Fischart's Leben wissen wir wenig. Auch um ihn haben sich manche Städte gestritten, aber wir müssen Straßburg als seinen Geburtsort betrachten, wohin uns schon Brant führte, wo uns Murner festhielt. In dieser Stadt lebte Fischart, nachdem er auf manchen Universitäten Deutschlands studirt, ganz Deutschland durchzogen, das Ausland, Frankreich und Italien besonders, mehrfach besucht und mit Sprache und Sitten fremder Nationen sich vertraut gemacht hatte. Aber wohin er auch kam, in seinem Herzen blieb er ein Deutscher und ergriff jede Gelegenheit, seinen deutschen Standpunkt offen und frei zu bekennen.

Noch mehr als zu Brant's Zeiten war das deutsche Reich zerrissen, die Autorität der kaiserlichen Macht geschädigt. Gerade die große Blüthe, die unter Karl V. geherrscht hatte, ließ den traurigen Gegensatz um so schmerzlicher empfinden. Aber die Hoffnung auf die Zukunft war nicht aufgegeben, mit vielen anderen Lands- und Gesinnungsgenossen erkannte Fischart, daß die Fähigkeit zu besserer Gestaltung der Verhältnisse in den Deutschen selbst läge, daß es ihnen höchstens an Willen, nicht aber an Kraft gebräche; er mahnte seine Landsleute nicht bloß am Aeußerlichen zu hängen, sondern ihre Liebe zum Vaterlande auch durch Gesinnung und durch die That zu bewähren.

Er versäumte keine Gelegenheit, seinen Patriotismus zu bekunden. Als Georg Vasari seine Künstlerleben beschrieb und in denselben die Behauptung aussprach, daß die Deutschen für die Kunst wenig oder gar nichts gethan hätten, ergriff Fischart die Feder und schrieb gegen ihn.

Vor Allem ist Fischart Satiriker. Er verbindet Reinheit der Gesinnung und Kühnheit der Gedanken mit einer Allgewalt der Sprache, die seitdem nicht wieder erreicht worden ist. Seine Satire richtet sich gegen Alles; Nichts läßt er unverschont. Da ist er wohl manchmal gefragt worden, warum er denn immer auftrete, ob er denn nicht das Schlechte ruhig geschehen lassen könne. Er aber antwortete:

Soll man denn einem Wäscher schweigen?  
 Und ihm nicht seinen Pläuel zeigen?  
 Soll man denn einem Narren zuhören  
 Und ihn nicht wie einen Narren hören?  
 Ja, soll man einem Schänder schweigen  
 Und ihn der Schand nicht überzeugen?  
 Nein, sondern man soll solchen Plauderern  
 Den Pläuel um den Kopf wohl schlauderern,  
 Ja den Schändern soll man ihr Schänden  
 Selbst in ihren eigenen Busen wenden.

Fischarts satirische Schriften lassen sich nach drei Abtheilungen sondern; sie richten sich gegen die allgemeinen sittlichen Schäden, gegen die politischen Zustände, gegen die religiösen Gebrechen.

Gegen die ersteren tritt vornemlich sein Roman die „Geschichtsklitterung“ auf. Wenn man an Fischart denkt, so hat man besonders diesen Roman im Auge, und in der That offenbart sich in ihm sein eigenthümlichstes Wesen, sein großes Talent. Man thut Unrecht, das Buch eine bloße Uebersetzung zu nennen, denn es lehnt sich wohl an Rabelais' Gargantua und Pantagruel

an, giebt eine Bearbeitung des ersten Buches dieses Werkes, aber in Fischart'schem Geiste vollkommen umgewandelt. Gerade aus diesem Roman sieht man die Richtigkeit der Behauptung, daß niemals in Deutschland ein so gewaltiges Sprachbildendes Talent aufgetreten ist, wie Fischart. Dies ist nicht etwa so zu verstehen daß das, was er bildet, schön ist, daß es mustergültig geblieben wäre oder bleiben sollte für die Zukunft, sondern so, daß er mit einer Willkür, in der Niemand ihm gleichgekommen ist, ja die kaum Jemand nachzuahmen gewagt, mit der Sprache geschaltet hat. Die Sprache soll die Hülle, das Werkzeug des Gedankens sein; der Dichter soll die Berechtigung haben, nach seinem Bedürfniß, das ja nicht aus willkürlichem Belieben, sondern aus innerer Nöthigung hervorgeht, Worte zu schaffen, aber niemals und von Niemandem ist von dieser Erlaubniß ein solcher Gebrauch gemacht worden, wie von Fischart. Er will deutsch schreiben, deshalb macht er Fremdworte zu deutschen Worten: Jesuwider, Potengram, procdick, pruchnosticag, mauhlenkolisch; bildet selbständig neue Wörter; liebt besonders die Fülle des Ausdrucks, welche er dadurch hervorruft, daß er Synonyma zusammenstellt, Epitheta häuft; wechselt in der prosaischen Rede zwischen Prosa und Poesie ab.

Von dem Inhalt des Romans läßt sich schwer eine Vorstellung geben und selbst, wenn man sie giebt, der Eindruck nicht beschreiben, welche der Roman auf den jetzigen Leser übt und auf den früherer Zeit geübt hat.

Es ist die Erziehung des Gurgelstrozza, Sohn des Grandgoshiers, eines großen Fressers und Säufers, und der Gurgelmitta von Honigmunda, welche ihrem Mann in seinen hervorragenden Eigenschaften fast gleichkommt. Der Knabe, auf wunderbare Weise, nämlich durch das Ohr geboren, erreicht schon in seiner Kindheit durch die von den Eltern ererbte riesenhafte Größe seines Hungers und Durstes — zu der Befriedigung des letzteren wird die Milch von hundertten von Kühen erfordert —

und durch die gewaltige Ausdehnung seines Körpers gerechtes Erstaunen. Aber nicht bloß für seine leibliche, auch für seine geistige Nothdurft soll gesorgt werden. Da verlangt der Lehrer, der von dem Vater zuerst erwählt wird, fünf Jahre und drei Monate, um dem Knaben das lateinische Alphabet, dreizehn Jahre und sechs Monate, um ihm die lateinische Sprache beizubringen, und wird deswegen verabschiedet; die Anderen begnügen sich mit geringerer Zeit. Nachdem der eine derselben ihm manches Wissenswerthe beigebracht, wird er mit seinem Zögling nach Paris geschickt, wo beide sich mit geistigen Dingen, körperlichen Uebungen und künstlerischen Spielen lange Zeit beschäftigen.

Diese Fabel ist das Unbedeutendste am Roman, die Hauptsachen sind die satirischen Bemerkungen gegen die verkehrte Erziehung und die schlechten häuslichen Sitten, gegen das Ritterwesen, das sich in Wirklichkeit noch in wenigen Vertretern fand, in der Literatur aber noch vielfach gepriesen wurde, gegen die Unmäßigkeit im Speisen und Trinken, gegen das Modische und Ausländische in Kleidung und Sitten, das Verkehrte in geistigen und sittlichen Bestrebungen.

In diesem seinen größten Werke hatte Fischart manche abergläubische Vorstellungen verspottet; gegen die eine, die Astrologie, richtete er sich in einer besonderen Schrift „aller Praktik Großmutter.“ In dieser giebt er, den unwissenden und die Unwissenheit befördernden Kalendermachern seiner Zeit nachahmend, Regeln, welche nach der Stellung der Gestirne das Schicksal der Menschen vorherzusagen wollen, aber freilich solche, die nur dazu da sind, die eingebildete Weisheit jener thörichten Menschen lächerlich zu machen. Aber immerhin mochten auch Manche sein, welche die Fischart'schen Vorherfügungen als baare Münze nahmen und die Satire nicht verstanden; um auch ihnen seine Absicht deutlich zu machen, fügte Fischart, freilich erst in einer späteren Ausgabe, seinen Bemerkungen Verse hinzu, aus denen seine Gesinnung deutlich hervorging.

Außer den allgemein sittlichen Zuständen benutzte Fischenberg auch die politischen Verhältnisse, um seine Landsleute auf Tadelnswerthes hinzuweisen und zu richtiger Betrachtung anzuleiten. Auf Frankreich und Spanien lenkte er hauptsächlich seinen Blick. Die französischen Ereignisse mußten ihn besonders empören. Er hat die Bartholomäus-Nacht erlebt und in heftigen Sonetten seinem Zorn über Katharina von Medici, die er mit Desabel vergleicht und mit dem Gesichte jener bedroht, Luft gemacht; er hat die Ermordung Heinrich's III. durch Jakob Clément erfahren und über dieselbe gefrohlockt deshalb, weil sich dadurch die Schändlichkeit der Jesuiten aller Welt kund gab.

Ein noch schlimmerer Feind für Deutschland und den Protestantismus schien damals Spanien zu sein und daher dasjenige, was hier geschah, noch mehr würdig von Fischenberg beachtet und seinen Zeitgenossen erzählt zu werden.

Einen ganz besondern Eindruck machte der Untergang der spanischen Armada und Fischenberg beeilte sich, von demselben den Deutschen zu berichten und diesen Bericht zum Aussprechen eigenthümlicher Ansichten und lehrhafter Warnungen zu benutzen. Er rühmt die Königin von England, höhnt Spanien. Wie Troja hätte es sich 10 Jahre gerüstet, eine Weltherrschaft gründen wollen, es habe gemeint, England zu unterwerfen, da es ihm ja gelungen sei, das große Amerika zu erobern, aber es habe sich schmachlich getäuscht. Die ganze Unternehmung, die auch eine Erhebung des Katholicismus zu Gunsten und unter Mitwirkung des Papstes gewesen sei, sei kläglich gescheitert, England stehe größer da als zuvor, und auch Deutschland, gegen das sich nach Unterwerfung England's und der Niederlande wohl der Uebermuth Spaniens gerichtet haben würde, dürfe frohlocken über „den neuen englischen Gruß,“ welcher Spanien geworden sei. Als etwa ein Jahrzehent später im Jahre 1588 eine katholische Schrift erschien, welche den verunglückten Zug der Deutschen gegen Frankreich im Jahre 1588

verspottete, behandelte Fischart seinen Lieblingsgegenstand auf's Neue. Wenn auch dieser Zug verunglückt sei, so sei er doch besser und ruhmvoller als jener Zug der spanischen Flotte, denn diese sei nicht einmal nach dem Lande gekommen, gegen das sie bestimmt gewesen; die Deutschen hätten doch wenigstens Frankreich erreicht.

Aber vor Allem war Fischart ein religiöser Satiriker: der einzige Reformirte, welcher gegen das Papstthum und gegen die Jesuiten auftrat. Als echter Künstler wählt Fischart sich einen besondern Gegenstand des Angriffes; zwei Persönlichkeiten, die nun durch Fischart's Satiren unsterblich, zugleich aber auch ewig lächerlich geworden sind, während sie eigentlich Männer waren, von denen wenigstens der eine eine gewisse Anerkennung verdient. Ludwig Rab und Johannes Ras waren es, gegen die sich Fischart's Satire richtete; Rab, der Sohn eines protestantischen Pfarrers, zum Katholicismus übergegangen und wegen liederlicher Streiche den Zeitgenossen verdächtig und von ihnen verachtet, ein Mensch ohne Würde und ohne schriftstellerische Bedeutung, Ras in seiner Jugend Handwerker, durch einen gewissen religiösen Schwung und tiefe Innerlichkeit zum theologischen Beruf hingedrängt, ein vorzüglicher und allgemein beliebter Prediger, der Vertheidigung seines Glaubens auf's Eifrigste ergeben und nicht ohne Geschick, wenn auch freilich mit der ganzen Derbheit und Plumpheit seiner Zeit die gegen die katholische Religion erhobenen Angriffe abwehrend. Gegen sie und gegen die geistlichen Orden überhaupt richteten sich Fischart's satirische Schriften.

In dem „Barfüßer Sektens- und Kuttenstreit“ erzählt er, wie er in Affisi im Traum die Gestalt des heiligen Franziskus erblickt und beobachtet habe, wie dieselbe von den Genossen aller der Orden, welche sich nach dem Namen des Franziskus nennen, seiner Kleider, Sandalen, seines Gürtels, seiner Haare, kurz alles dessen, was er getragen, beraubt worden wäre; denn nur sein Aeußerliches

wüßten diese Orden nachzuahmen, von seinem Geiste und seiner Heiligkeit besäßen sie nichts.

Hatte er in dieser Schrift die Nachfolger des Franziskus zum Gegenstande seines Angriffs genommen, so erkor er sich Franziskus und seinen Genossen Dominikus selbst als Ziel in einer zweiten Satire „von St. Dominici und Franzisci Leben. Er verspottet ihre Thaten, durch welche sie sich den Namen von Heiligen erworben, verlacht ihre angeblichen Wunder und leitet den Gegensatz, in welchem sich die beiden Orden befänden, von kleinlichen Streitigkeiten her, welche zwischen den Stiftern derselben bestanden hätten. Einstmals nämlich, so erzählt er, seien die beiden Heiligen desselben Weges gegangen, und als sie vor ein Wasser kamen, das sie überschreiten mußten, da habe Franziskus den Dominikus, welchen er trug, gefragt, ob er Geld besitze, und als dieser es verneinte, ihn in's Wasser fallen lassen und dadurch seinen heftigsten Grimm erregt.

Aber diese Schriften waren Vorspiele zu einer größern; von den unbedeutenderen Orden wendete sich Fischart zu dem bedeutendsten, dem Jesuitenorden; gegen ihn ist das Jesuitenhütlein gerichtet. Lucifer, welcher fürchtet, daß sein Reich zu Ende gehen werde, will, um Christus die Welt zu entreißen, seine Anhänger sammeln und sie den Schaaren seines mächtigen Gegners entgegenstellen. Zu diesem Zwecke macht er einen gewaltigen Hut mit vier Ecken oder Hörnern und weist ein jedes derselben einem Theile seiner Anhänger als schützendes Obdach zu. Unter dem ersten versammelt er die Mönche, deren Haupteigenschaften Faulheit, Heuchelei, Täuscherei seien; unter dem zweiten die Prälaten, welche die Eigenschaften der Mönche in erhöhtem Maasse besitzen, und zu denselben noch Pracht und Hoffahrt hinzufügen; das dritte ist dem Papst bestimmt, welcher außer den früher angegebenen Lastern noch durch Simonie, Prüfunden-Stehlen, Meineid, Verfluchung

der Obrigkeit, Aufregung zum Aufruhr besleckt sei. Das vierte aber ist der Wohnsitz der Jesuiten.

Wir nannten sie Suiten und Wider,  
 Welche unsere schöne Namen  
 Sie doch mit dem Namen Jesu beschamen . . .  
 Sie nennen sich die Jesuiter,  
 Da sie doch heißen Jesu zu wider.

Nun ist der Hut gemacht; der eigentliche Träger desselben Loyola, Lugevoll von Fischart genannt, erhebt sich; Lucifer triumphirend über das gelungene Werk wendet sich an die Versammelten und an die Träger des Hutes mit feurigen Worten, bestimmt als ihre Aufgabe, Christus entgegenzutreten und das Reich des Satan auf der Welt auszudehnen und entläßt sie mit Worten, in denen er sie als treue Genossen erkennt.

Aber wir haben dem Dichter und Schriftsteller, dem Manne Fischart, nicht genug gethan, wenn wir von seinen Satiren allein reden. Denn während andere Satiriker sich damit begnügten, strafend und mahnend auf Tadelnswerthes hinzuweisen, bemüht sich Fischart, dem Negativen ein Positives entgegenzustellen, dem Schlechten gegenüber, das er getadelt, ein Ideal zu zeichnen, nach dem zu streben er mit eiservollen Worten antreibt.

Er hat die sittlichen Laster seiner Zeit verhöhnt, aber nun schrieb er auch Bücher über die Ehe und die Erziehung der Kinder; er hatte die Halbgelehrten und Stümper angegriffen, nun schrieb er ein liebliches Lob der Laute, ein Werkchen, in dem er sinnig und verständnißvoll die Macht der Töne pries und die Bedeutung der Musik für Friedenswerke heredit schilderte; er hatte die religiöse Unuldksamkeit und Verfolgungssucht getadelt, nun lehrte er den Grundsatz religiöser Duldung; die Gegner Deutschlands, Spanier und Katholiken hatte er hart angegriffen, nun rief er Deutschland auf und feierte einzelne allgemeine Ereignisse, die ihm ganz besonders lieb und der poetischen Behandlung werth erschienen, oder

kleine Lokal-Ereignisse, die in der allgemeinen Geschichte kaum der Erwähnung werth sind. Aber der bildende Künstler und der Dichter haben das beneidenswerthe Vorrecht, daß sie selbst die kleinsten Thaten unsterblich zu machen vermögen; was durch den Mund des Dichters einmal ist gefeiert worden, das troßt den Zeiten weit besser, als das, worüber Urkundenstöße durch Jahrzehnte gesammelt und angehäuft worden sind.

Strasburg, Bern und Zürich hatten ein Bündniß geschlossen, dieses wird von Fischart gefeiert, jede der drei Städte in ihrer Besonderheit geschildert und gelobt. Dem Bündniß selbst wird Dauer gewünscht und Beständigkeit, Erreichung seines Zieles, guter Nachbarschaft nämlich und Erhaltung deutscher Gesinnung und freier Einrichtungen.

Zwei dieser Städte, Zürich und Strasburg, waren i. J. 1576 durch ein eigenthümliches Ereigniß einander nahe getreten. Zu einem Schützenfest, das in Strasburg stattfand, hatten Züricher Bürger einen Topf voll Hirsebrei gebracht, und durch schnelles Rudern eine Reise, die sonst auf vier Tage berechnet wurde, in einem Tage vollendet, so daß sie den Inhalt des Topfes noch warm nach Strasburg brachten und die Speise mit ihren Genossen verzehrten. Dies Ereigniß schildert der Dichter, aber seine Schilderung erhebt sich zu einem Preis der Arbeit, die Alles vollbringt, was der Sinn des Arbeiters begehrt, welche keine Hindernisse scheut und selbst die stärksten aus dem Wege räumt. Es ist ungemein lieblich, in welcher Weise Fischart die Fahrt beschreibt, die schöne Gegend schildert, an der die Rudern den vorbeifahren; den Kampf, den sie mit der Sonne zu bestehen haben und die Hülfe, die sie vom Vater Rhein erlangen. Jene will die Züricher Männer hindern, an ihr Ziel zu gelangen, dieser aber ermuntert sie mit freudigem Zuruf; immer stärker wird die Glut der Sonne, immer mühevoller die Arbeit der Rudern den, fast sinkt ihnen der Muth und die Kraft, aber der Rhein ermunthigt sie:

Ihr sehet ja mein Wasser klar,  
 Gleich wie ein Spiegel offenbar,  
 So lang man wird den Rhein befahren,  
 Wird keiner euer Lob nicht sparen,  
 Sondern wünschen, daß sein Schiff lief  
 Wie von Zürich das glücklichst Schiff.

Vaterlandsliebe war bei Fischart auf's engste verbunden mit der Hochhaltung der Religion; sein Kampf gegen Spanien und Frankreich ist zumeist aus dem Umstande erklärlich, daß diese Länder katholisch waren. Als treuer Bekenner seines Glaubens schrieb er religiöse Erbauungsbücher, dichtete Kirchenlieder und übersetzte Psalmen. Aber trotz seiner religiösen Sinnigkeit theilt er doch nicht die beschränkten Ansichten seiner Religionsgenossen. In seinem Gedichte „die Gelehrten, die Verkehrten“, erhebt er sich zu Ansichten, die gewiß von Wenigen seiner Zeit getheilt wurden. Er setzt auseinander, daß die Gelehrten gar oft die Verkehrten gewesen sein, daß der Allergelehrteste, der Papst, auch der Verkehrteste genannt werden müsse, daß die Reinheit des Glaubens oft gerade bei denen sich gefunden habe, die einfältig an Sinn und Geist gescholten worden waren. Wie Sebastian Franck eine Rekerchronik geschrieben, so dichtet Fischart eine Verherrlichung derer, die als ungläubig oder verkehrtmeinend gegolten haben, und er erhebt sich ferner zu Forderungen, von denen wir oft meinen, daß sie zuerst in unsern Tagen gestellt worden seien, er verlangt Trennung von Kirche und Staat und weist den Fürsten nur die Sorge für weltliche Dinge zu.

Nicht daß sie sollen mit ihrer Gewalt  
 Zum Glauben zwingen jung und alt,  
 Oder machen ein Einigkeit  
 In Christensachen nah und weit,  
 Sondern daß sie bei menschlichem Geschlecht  
 Halten sollen Gericht und Recht  
 Und Frieden schaffen in der Welt.

und verlangt, daß Jeder in seinem Glauben unbeschränkt und unbehelligt bleibe, nur seiner Ueberzeugung zu folgen habe.

Darum, so ist mein treuer Rath,  
 Daß man alleine seh auf Gott,  
 In Sachen, die den Glauben belangen,  
 Soll man an keinem Menschen hangen.

In seinem großen Roman hatte er bereits die Ehe verherrlicht, in kleinen Schriften setzte er das Beginnen fort. Vielleicht hat in jener Zeit kein Dichter so Schönes über das Verhältniß von Mann und Frau, über die Heiligkeit der Ehe geschrieben, wie Fischart.

Wer solches schreibt, der wird wohl etwas Aehnliches in seinem Leben erlebt haben. Fischart ist 1590 gestorben. Fünf Jahre vorher hatte er geheirathet und seiner Ehe entsprossen zwei Kinder. Was aus der Frau geworden ist, wissen wir nicht; nachdem Fischart todt war, wird sein Name kaum mehr genannt; aus dem folgenden Jahrhundert, das sich in Dicht- und Anschauungsweise von ihm entfernt hatte, dringt kein Laut über ihn zu uns, die Zeit schien ihn ganz vergessen zu haben, erst die Gegenwart hat ihn wiedererweckt. Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt durch seine Schriften.

So war Johannes Fischart.

Doch wir wollen nicht ungerecht sein und über ihm, dem Größten, die Anderen vergessen. Und wenn wir nun zum Schluß noch einmal die vier Männer, denen hauptsächlich unsere Besprechung galt, vor unserm Blick vorüberziehen lassen: Brant, Hutten, Murner, Fischart, und uns fragen, ob wir trotz aller Verschiedenheit, die wir unter ihnen bemerken, nicht eine innere Einheit bei ihnen erkennen, so müssen wir es aussprechen, daß sie alle vier erfüllt sind von einem reinen unbestechlichen Streben nach Wahrheit, daß sie Alle ergriffen sind von der Liebe zur

Freiheit. Bedürften wir dessen Zeugniß, so finden wir sie reichlich in den Werken der Männer zerstreut. Der ehrliche Brant, der aufgefordert wurde, die Laster der Zeit doch nicht „mit Eichenrinde zu gerben“ sondern „mit Lindensaft zu schmieren“, wollte davon Nichts hören und entgegnete denen, die ihm diese Aufforderung zukommen ließen:

Wahrheit die bleibt in Ewigkeit,  
 Und würd' einem unter Augen ston,  
 Wenn niemals wär' dies Büchlein schon,  
 Wahrheit ist stärker als alle, die  
 Mich hinterreden wollen oder sie.

Gutten sprach als seinen Wahspruch aus:

Die Wahrheit muß herfür, zu Gut  
 Dem Vaterland, das ist mein Muth.  
 Kein ander Ursach ist, noch Grund,  
 Daß ich hab' aufgethan den Mund,  
 Und mich gestürzt in Armuth, Noth,  
 Das weiß von mir der ewig Gott.

Und die Freiheit?! Ein Jeder liebte sie, wie er sie verstand: Die sittliche Freiheit und die Bekämpfung der Laster, an denen die Welt krankte; die Glaubensfreiheit, das innere Durchdrungensein von der reinen Lehre, wie ein Jeder sie auffaßte; Vaterlandsfreiheit, die Größe und der Ruhm Deutschlands, das war das Ideal, nach dessen Verwirklichung Alle verlangten. Am schönsten aber hat Fischart dieses Streben ausgedrückt. Der Mensch sei frei, so hat er einmal gesagt,

Gleich wie ein Vöglein allzeit singt  
 Wenn mans schon in den Käfig zwingt,  
 Verachtet das Gefängniß frei,  
 Und spott' des Voglers Tyrannei.

Was er aber für Deutschland verlangte, das hat er in folgenden Versen ausgesprochen, die nicht bloß für seine Zeit Geltung haben, sondern auch für manch' andere Periode, die nach ihm über Deutschland dahin ging:

Freiheitsblum ist die schönste Blüh',  
 Gott geb', daß diese werthe Blum'  
 In Deutschland blühe um und um,  
 Dann wächst uns Fried, Freud', Ruh' und Ruhm!

